

Das Zweigesagte sage nicht

– In Jerusalem: Zu Besuch bei Manfred Winkler, dem letzten deutschsprachigen Dichter aus der Bukowina. –

„Herr Winkler?“ – „Steht vor ihnen. Muss sich allerdings aufgrund seines Alters ein wenig strecken. Wussten Sie nicht, dass man ab siebzig schrumpft? Jetzt bin ich fünfundachtzig.“ Herr Winkler nimmt die Sonnenbrille ab, und in seinem zerfurchten wettergegerbtem Gesicht erscheinen zwei Augen, hellblau und voller Neugier in diesen Jerusalemer Vormittag hineinblinzeln. „Vermutlich fürchten Sie gerade, sich zu dieser Tageszeit einen halbverrückten Greisen-Schwätzer aufgeladen zu haben.“

„Nein“, sage ich. „Im Gegenteil.“

*Sage das Unsagbare das Ungesagte sage auch
doch das Zweigesagte sage nicht*

Wer solche Gedichtzeilen schreibt, kann kein Dampfplauderer sein. Manfred Winkler, Jahrgang 1922, der letzte lebende deutschsprachige Dichter aus der Bukowina, Übersetzer von Paul Celan, Bildhauer und Zeitzeuge der seltenen Art: Das Zweigesagte sage nicht.

Wir gehen von unserem Treffpunkt gegenüber der Ben-Jehuda-Straße eine Treppe hoch, die auf einen von Koniferen bestandenen Platz führt. Im Schachbrettmuster des Lichts lutscht eine Gruppe von Soldatinnen an ihren Eiswaffeln. (Herr Winkler bemerkt das Bild sofort, und das Lächeln, das jetzt alle Runzeln seines gebräunten Gesichts in Bewegung setzt, könnte wohl auch einem vergnügten karpatischen Bauern gehören.)

Hinter dem idyllischen Platz aber plötzlich eine Brachfläche. Bauschutt und Geröll und dazwischen einzelne, versprengte Erdgeschosswände, die ihre vergilbten Tapeten mit den hellen Vierecken wie eine Anklage präsentierten. Manfred Winkler zeigt mit knochiger, feinadriger Hand auf einen der am Rande lauernden Bulldozer. Sollen wir etwa hier ein Gespräch führen? „Kommen Sie“, sagt Herr Winkler und steuert das einstöckige, winzige Häuschen an, das die Bulldozer bislang verschont haben, obwohl im Parterre bereits Fenster und Türen herausgebrochen wurden und der Boden voller Schutt liegt. „Pure Einschüchterung der Bau-Unternehmer, um mich hier herauszujagen. Achten Sie nicht darauf.“ Wir steigen die Stufen hoch, Manfred Winkler schließt eine Tür auf, und nachdem man in zwei Sekunden den schmalen, dämmrigen Flur durchschritten hat, scheint im Arbeitszimmer und Studio noch einmal jene Welt auf, die schon vergangen und verloren schien.

Das Licht, das draußen im sonnigen Vormittag unterschiedslos alles beschien, hier muss es bei seinem Weg durch die Fenster plötzlich Form annehmen und in weißgelben Bahnen über den Rücken der Bücher streichen, über die gerahmten Bilder und die schroffe Oberfläche der rötlichen Tonfiguren.

„Willkommen in meiner Bude“, sagt Herr Winkler, was aus dem Mund eines alten Herrn ein wenig sonderbar klingt. Meine Bude.

Wäre es nach der Logik des 20. Jahrhunderts gegangen, dieses Zimmer würde nicht existieren, hätte jedenfalls nicht diesen Bewohner. Manfred Winklers Verwandte verschwanden entweder

im Gulag oder in Hitlers KZs, andere wurden von rumänischen Faschisten deportiert und danach von den einheimischen Kommunisten schikaniert.

Meine Eltern mit Bruder und dessen Frau wurden in der Nacht vom 10. Juni 1941 im Rahmen einer riesigen Aktion der Sowjets, die die ganze Nordbukowina erfasste, ausgehoben und weggebracht. Zwanzigtausend Menschen in einer Nacht verhaftet! Ich entkam dieser Aktion nur, weil ich nicht da war.

Man könnte sagen: Als Jude von Hitler und als Sohn eines wohlhabenden Anwalts von Stalin eigentlich zum Tode verurteilt, überlebte Manfred Winkler mit viel Glück die Zwangsverschickungen, kehrte bereits 1944 nach Czernowitz zurück, schlug sich nach dem Krieg als Techniker durch, veröffentlichte im trügerischen Tauwetter von 1956 seinen ersten Lyrikband und konnte schließlich 1959 nach Israel ausreisen. Paul Celans Gedichte aber lernte er erst hier kennen – und lernte dessen hermetisches Deutsch gemeinsam mit Iwrith verstehen, dem modernen Hebräisch, von dem er bei seiner Ankunft noch kein Wort gesprochen hatte. 1965 aber veröffentlicht er bereits seinen ersten Gedichtband, dem weitere – parallel zur nicht ungeliebten Brotarbeit als Leiter des Jerusalemer Herzl-Archivs – folgen: Heute ist Manfred Winkler der wohl einzige Lyriker in Israel, der sowohl in der Landessprache wie auch auf Deutsch schreibt.

Wir sitzen also in diesem von der Sonne beschienenem Arbeitszimmer, und Herr Winkler muss heute früh schon einmal hier gewesen sein, denn auf dem kleinen Tischchen steht ein Teller mit frischen Croissants. Gleich darauf – wir sprachen gerade über die Moskauer Prozesse von 1936 und die frühe Ahnung eines Jungen angesichts des sich rotbraun zusammenballenden Unheils – klingelt das altertümliche Telefon, seine Frau, mit der er kürzlich goldene Hochzeit feierte, ist am Apparat: Schmecken „dem jungen Gast“ die Croissants?

Ein Vormittag in Jerusalem, ein kleines, mit Poesie und Kunst weit gemachtes Zimmer und dieser Gedanke: Eine Idylle trotz allem, was geschah, eine Nussenschale der Erinnerung. Kein Ort für deutsches Ideologengeschwätz, ob nun Stalin oder Hitler schlimmer war, statt dessen ein Gedächtnis, wie es anderswo längst verschwand. Doch auch in Israel werden solche Zimmer seltener, verliert sich mit ihren Bewohnern ein Teil dessen, was das kleine Land so einmalig macht. Max Brods Domizil in der Ha-Jarkon-Straße in Tel Aviv – ein zerfallendes Bauhaus-Häuschen im Schatten des Opera Tower, an welchem nicht einmal eine Plakette an seinen ehemaligen Bewohner, Franz Kafkas treuesten Freund, erinnert. Der Buchladen der Landmanns, gleich daneben an der Ecke Ben-Jehuda-Straße, in dem ich noch vor ein paar Jahren Bücher aus dem *Kurt Wolff Verlag* herausstöberte – geschlossen, vergessen, in ein dubioses russischsprachiges Immobilienbüro umgewandelt. Und in Jerusalem? Die Wohnung von Schalom Ben-Chorin, wo sogleich ein schönes Porträt von Else Lasker-Schüler den Besucher begrüßte, längst ebenso aufgelöst wie all die anderen Haushalte, deren scheinbar nutzlose Bücher zuweilen kostenlos feilgeboten werden in einem Park in Emek Refa’im, der einstigen „German colony“.

Wenn die Existenz des Bösen trotz seiner Kenntlichkeit durch die Jahrhunderte hindurch ein Rätsel bleibt, so ist die Zeit und ihr lautloses Verrinnen nicht minder ein Mysterium. „Sie merken an meinen Gedichten“, sagt Manfred Winkler – und erst jetzt höre ich wie von fern den Akzent ähnlich der Banater Schwaben – „dass sie nicht naturalistisch im herkömmlichen Sinne

sind. Gereimte Autobiografie interessiert mich genauso wenig wie draußen die Brachfläche, an deren Rand die Bulldozer lauern. Es kommt darauf an, was man aus all dem formt – aus Widerstand, aus Zorn oder auch aus Dankbarkeit, wenn man dennoch ein erfülltes Leben hatte. Das Wort muss mehr sein als lediglich Bericht und sollte doch nicht nur sich selbst genügen in den eisigen Zonen des Kryptischen. Vielleicht ist es ja das, was ich aus der Beschäftigung mit Paul Celan gelernt habe... Außerdem ist es nun einmal so, dass die Seele nach Ewigkeit strebt – fernab aller religiösen Konventionen.“

Die Seele, aber auch der Leib, denn Winklers Gedichte erzählen auch von der Liebe, die Skulpturen auf den Bücherborden und Regalen zeigen lockende, sich windende, ineinander verschlungene Gestalten – abstrakt genug, um zu transzendieren und ausreichend konkret, um fühlen zu lassen, um was es geht.

„Ach herrje“, sagt Manfred Winkler zum Abschied. „Da haben wir ja nun wirklich alles gemischt. Stalin und Hitler, Lyrik, Croissants und dazu meine Besorgnis angesichts der Zukunft meiner Bude. Ich hoffe, Sie bringen trotzdem nichts durcheinander!“ Erneut huscht jenes Lächeln über die Furchenlandschaft im Gesicht des alten Mannes, das dort zum ersten Mal zaghaft aufgetaucht war, als er nicht sicher war, ob ich schon einmal von den Moskauer Prozessen gehört hätte. Es soll ja nichts verloren gehen, weder das Große noch das vermeintlich Kleine. Auf die Leser von Winklers Gedichten wartet eine große, schmerzlich-schöne Entdeckung.

Marko Martin, Die Welt, 21.4.2007